

EINLEITUNG*

von Charles Le Gai Eaton

HATTE ES IN DER GESCHICHTE DER MENSCHHEIT mit der Konfrontation zwischen dem Islam und dem, was einst das Christentum war und heute säkulare westliche Welt ist, ein dreizehn Jahrhunderte lang währendes Grundmotiv gegeben, so spielte diese Rivalität zwischen beiden Religionen, Kulturen, in der relativ kurzen Epoche des europäischen Imperialismus indes kaum eine Rolle, wie sie auch, als der «Kalte Krieg» die internationale Politik bestimmte, für nahezu unbedeutend gehalten wurde. Jetzt aber ist dieser Konflikt wieder an die Oberfläche gekommen, was früher oder später schon deshalb zu erwarten gewesen war, weil auch der Islam, der westlichen Zivilisation vergleichbar, universale Gültigkeit beansprucht. Das Leitmotiv der osmanischen Sultane: «eine Welt, ein Glaube, ein Herrscher», findet in der Rede von der «Einen Welt» oder der «Neuen Weltordnung» ihren aktuellen Widerhall. Doch was für eine Welt sollte das sein? Ist ein friedliches und fruchtbares Zusammenleben überhaupt möglich? Ein solches kann nur auf wechselseitigem Verständnis beruhen, und dieses ist, weil Entscheidungen von der Macht abhängen, sie durchzusetzen, gerade im westlichen Lager von zentraler Bedeutung.

Europäer und Amerikaner sind so tief von der Überlegenheit ihrer säkularen und liberalen Kultur überzeugt, daß es ihnen zumindest schwerfällt, sich in ein gänzlich anderes System einzufühlen, das Verständnis, ja ein gewisses Maß an Einfühlungsvermögen verlangt. Sie mögen fragen: Was kümmert's uns? Die Antwort lautet: Ich glaube, daß der Frieden und ein guter Zustand unserer Welt des 21. Jahrhunderts von diesem Verständnis abhängen. Die muslimische *umma* (die Gemeinschaft der Gläubigen) ist heutzutage schwach, verunsichert und zersplittert. Wird das nicht immer

* Die Einleitung war für die englische Ausgabe von 1994 neu verfaßt worden.

so sein, so ist für die Vertreter der gegenwärtig vorherrschenden Zivilisation genau dies die Zeit, jene notwendige intellektuelle wie erfindungsreiche Anstrengung zu unternehmen, die Welt und die menschliche Bestimmung einmal von einer anderen als der in ihren Augen für sicher gehaltenen Warte aus zu betrachten.

Die Werke akademischer Islamkenner haben sicher einen Nutzen, doch geben sie dem Leser nur selten einen Eindruck davon, was es bedeutet, ein Muslim zu *sein*. Das gelingt am besten denen, die gewissermaßen beiden Welten angehören und in beiden zugleich zuhause sind, den westlichen Konvertiten des Islam. Ein Europäer oder Amerikaner, der solcherart zum Islam gefunden hat, steht breitbeinig über der ältesten Grenze der Welt, einer Grenze, die zwei Räume unvereinbarer Gegensätze voneinander trennt, so daß man von ihm oder ihr sagen kann, sie wechselten zwischen zwei unterschiedlichen Planetensystemen hin und her. Wer im Spagat über dieser Grenzlinie steht, sieht sich sogleich als Dolmetscher zwischen zwei eigenständigen Sprachen verpflichtet, von dem vorausgesetzt wird, daß er beide gleichermaßen fließend spricht. Der westliche Muslim ändert nicht seine Identität, sondern seine Ausrichtung, seine Orientierung. Er ist in die Farbe der Kultur eingefärbt, in die er hineingeboren und durch die er geprägt wurde, und er stellt die Fragen, die seine Kultur stellt; nimmer wird er seinen Sinn für die Tragik und Wechselhaftigkeit der Welt verlieren, die sich durch die europäischen Überlieferungen ziehen und die ein herkömmlicher Muslim gar nicht kennt. Ihn überschatten auch immer noch die Dämonen aus Europas Vergangenheit, und die nur allzu vertrauten Stimmen der Vorväter sind längst noch nicht verstummt, selbst wenn er sich von ihnen losgesagt hat.

In *Der Islam und die Bestimmung des Menschen* ist es mein Ziel, Schlüssel des Verständnisses aus der Sicht eines Westlers anzubieten, der zugleich Muslim ist und dem das Dickicht der Mißverständnisse, das die Beziehungen zwischen beiden Kulturen belastet, viel klarer vor Augen steht, als es einem «geborenen Muslim» möglich wäre. Und sofern sich in diesem Buch meine persönlichen Erfahrungen und mein eigenes Verständnis des von mir gewählten Glaubens spiegeln, hat auch die Frage, wie ich selbst zum Islam gefunden habe, einiges Gewicht; ihre Antwort möge das Nachfolgende besser verstehen lassen.

Unlängst wurde mir von einem muslimischen Bruder (der es vorzog, ungenannt zu bleiben) angetragen, etwa zwanzig Seiten über

das zu schreiben, was er meine ‹Odyssee› nannte. Eine Erklärung dessen, wie jemand zu einer bestimmten Religion gekommen war, verlangt eine autobiographische Schilderung, wenn es gilt, eine angemessene Antwort zu geben. Der Weg vom Unglauben zum Glauben ist immer eine Reise durch die Landschaft eines individuellen Lebens, und ich begrüßte die Möglichkeit, einigen Stationen dieser Reise etwas genauer nachzuspüren, war ich doch auch längst müde geworden, auf diese mir über die Jahre hin ungezählte Male gestellte Frage eine vordergründige Antwort zu geben.

Meine Verleger regten an, meinen kurzgefaßten autobiographischen Essay der überarbeiteten Neuauflage von *Der Islam und die Bestimmung des Menschen* voranzustellen. Das halte ich für sinnvoll. Die meisten Leser neigen dazu, das persönliche Element zu unterschätzen, das in beinahe jedem Buch, einschließlich der Sachliteratur, dem Text unterschwellig eingewoben ist. Ich selbst jedenfalls glaube, alles, was ich lese, wohl besser zu verstehen, wenn ich mehr über den Schreiber wüßte. Sogar ein Autor oder Lektor, der seinen Gegenstand vollständig objektiv darzustellen beansprucht, ist als eigenständiges Wesen darauf angewiesen, mit anderen Individuen zu kommunizieren; was wir auch sagen oder tun, reflektiert doch unser Dasein und ist Ausdruck unserer persönlichen Geschichte.

In jüngster Vergangenheit sind eine ständig wachsende Zahl junger Männer und Frauen in Europa und den Vereinigten Staaten dem Islam beigetreten, und weithin fragt man sich nach ihren Beweggründen. Ein Artikel in einer Sonntagszeitung verglich mich kürzlich mit dem berühmten Kim Philby und anderen Persönlichkeiten der ‹Gemeinde von Cambridge› der 1930er Jahre, die sich dem fremden Glauben zugewandt hatten. Diesen Vergleich kann ich höchstens insoweit nachvollziehen, als Unzufriedenheit mit westlicher Zivilisation in vielen Fällen eines unter anderen Elementen in der Motivation derer ist, die im Islam die einzig wahre Alternative zu der ihnen anerzogenen Kultur erblicken. Doch gibt es für dieses Phänomen keine einfachen Erklärungen. Im Jahre 1986 veröffentlichten in Paris zwei junge Journalistinnen, Französin die eine, Marokkanerin die andere, ein Buch über Konversionen zum Islam im Westen.¹ Es beruhte auf umfangreichen Forschungen und einer großen Zahl von Interviews sowohl in Europa als auch in

1 Lisbeth Rocher/Fatima Cherqaoui, *D'une Foi l'Autre: Les conversions à l'islam en Occident*, Editions du Seuil.

den Vereinigten Staaten. Wenn es überhaupt ein Schema in diesen Übertritten gibt und es möglich ist, die jeweiligen Motive zu generalisieren, müßte das genannte Buch dazu einen Schlüssel enthalten. Letztendlich legt es jedoch dar, daß ein klares Muster kaum auszumachen ist und die Gründe für die Übertritte so zahlreich sind wie die betreffenden Personen.

Allerdings stellte sich dabei heraus, daß die meisten «Intellektuellen» im weitesten Sinn über die «mystische» Dimension des Islam, den Sufismus, zum Islam gekommen sind. Dieser Umstand überrascht nicht wenige Muslime, manche schockiert es sogar. Bestenfalls nehmen sie es als Versuche hin, den Gipfel zu erklimmen, ohne vom Tal aus aufzusteigen oder, vereinfacht, vor dem ersten Gehversuch rennen zu wollen. Meiner Ansicht nach gibt es zwei wesentliche Ursachen für diese Hinwendung. Einmal ist der europäische oder amerikanische Intellektuelle, der seine Standpunkte zu bezweifeln beginnt und den Weg des Glaubens und der Gewißheit als unausweichlich erkennt, weitaus mehr von dem sich vor ihm öffnenden spirituellen Pfad hin zu persönlicher Gewißheit der göttlichen Gegenwart fasziniert als von allen Äußerlichkeiten, wie zum Beispiel dem genauen Einhalten von Glaubensregeln. Sodann ist der Intellektuelle von Hause aus jemand, der selbst Fragen stellt und kaum darauf vorbereitet ist, einfache Antworten hinzunehmen. In den Schriften der großen Sufimeister der Vergangenheit findet er Antworten, die ihn zufriedenstellen und Probleme lösen, die er bisher für unlösbar hielt. Welche individuellen Beweggründe es auch immer seien, oder die wir dafür halten – es wird ihm deutlich, daß Gott für jeden einzelnen Mann und jede einzelne Frau einen ihm oder ihr eigenen, von allen anderen verschiedenen Weg vorgesehen hat, dabei all diese Wege, gebnet die einen, andere voller Hindernisse, auf ein einziges Ziel hinauslaufen, auf eine und dieselbe Rückkehr.

Mein Weg war lang und beschwerlich. Ich wurde in der Schweiz als Sohn britischer Eltern geboren, ein Kind des Krieges. Um die Zeit meiner Geburt wurden nicht weit entfernt in Lausanne gerade die Friedensverträge, die den Ersten Weltkrieg mit der Türkei beendeten, unterzeichnet. Der große Feuersturm, der das Angesicht der Welt verändert hatte, war vorübergehend gelöscht, nun wurden allenthalben seine Auswirkungen spürbar. Alte Gewißheiten und auf ihnen beruhende Moralvorstellungen waren hinweggefegt worden.

Und als ob sich durch meinen Familienhintergrund nicht auch die rote Spur von Kriegen gezogen hätte – mein Vater, der schon 67 Jahre alt war, als ich geboren wurde, war ein Kind des Krimkrieges gewesen, dessen Vater, mein Großvater väterlicherseits, während der Kriege gegen Napoleon Bonaparte geboren war. Beide sind Soldaten gewesen.

Der seinerzeit letzte Krieg, ‹The Great War›, wie er fortan heißen sollte, hatte Familien zerstört. Meine Mutter war eines von neun Geschwistern, darunter drei Brüdern. Die Brüder waren umgekommen, ebenso die jungen Männer, die ihre Schwestern eben erst geheiratet hatten. Unter anderen Bedingungen hätten sich die Eltern meiner Mutter auf eine ziemlich große Schar von Enkeln freuen können. Nun hatten sie nur einen: mich. Die normale Erfahrung eines Kindes, Brüder, Schwestern und Cousins um sich herum zu haben, blieb mir versagt, bis ich endlich im Alter von neun Jahren zum ersten Mal auf andere Kinder traf. Stets sind meine Spielgefährten Erwachsene gewesen, die aber unentwegt vom Großen Krieg erzählten und mitunter von unerträglichen Erinnerungen heimgesucht wurden, die auf keine erdenkliche Weise mit dem Verstand in Einklang zu bringen waren, während ich, der dem lauschte, kaum einen Zweifel daran hegte, selbst über kurz oder lang von den Deutschen umgebracht zu werden. Krieg schien mir der Normalzustand der Menschheit zu sein und daß es in dieser Welt keine Sicherheit gibt. Doch wenn dem tatsächlich so gewesen wäre, meinen Lebenslauf hätte ich in ein paar wenigen Sätzen zusammenfassen können, ohne mit ihnen indes groß Gehör zu finden.

Hätte ich nur eine Heimat gehabt; ich hatte keine. Obwohl in der Schweiz geboren, war ich nicht Schweizer. Meine Mutter ist in Frankreich aufgewachsen und liebte Frankreich über alles, doch ich war auch kein Franzose. War ich Engländer? Als solcher habe ich mich nie empfunden, zumal meine Mutter nicht müde wurde, mich auf die kühle, bornierte, geschlechtslose Art der Engländer bar jeglichen Intellekts und aller Kultiviertheit hinzuweisen. Mit denen wollte ich nicht verwechselt werden. Wohin, wenn überhaupt, gehörte ich eigentlich? Im Rückblick erscheint es mir heute so, als ob diese seltsame Kindheit eine gute Vorbereitung auf meine spätere Hinwendung zum Islam gewesen wäre. Wo auch immer geboren und welcher Rasse auch immer zugehörend, die Heimat eines jeden Muslims ist der *Dār al-Islām*, das Haus des Islam. Sein Reisepaß in Diesseits und Jenseits ist lediglich das schlichte Bekenntnis zum

Glauben, *lā ilāha illā llāh*. Ständig ist er sich darüber im klaren, oder sollte es zumindest sein, daß er hienieden weder Sicherheit noch Stabilität erwarten kann und ihn vielleicht schon morgen der Tod ereilt. Auf dieser zerbrechlichen Erde wird er keine dauerhaften Wurzeln schlagen. Seine Wurzeln führen vielmehr hin zu dem, der als Einziger alles überdauert.

Und wie hielt ich es mit dem Christentum? Sollte mein Vater religiöse Überzeugungen gehabt haben, hat er sie nie preisgegeben, indessen er fast neunzigjährig auf dem Sterbebett plötzlich fragte, ob es wohl einen glücklichen Ort gäbe. Meine Erziehung hatte er ganz und gar meiner Mutter überantwortet. Sie besaß, wie ich mich nur allzu gut erinnere, überhaupt keine religiöse Ader und stand allem, was sie als organisierte Religion bezeichnete, feindselig gegenüber. Eine Angelegenheit verfolgte sie entschieden: Ihrem Sohn mußte die Freiheit zu selbständigen Denken unbedingt bewahrt bleiben, und er sollte niemals dazu gezwungen werden können, Überzeugungen aus zweiter Hand zu übernehmen. Zugleich schirmte sie mich wachsam gegen alle Versuche ab, mich «mit Religion vollzustopfen». So drohte sie den Klosterschülerinnen, die in unserem Hause als Kindermädchen ein- und ausgingen und uns in den Ferien nach Frankreich begleiteten, mit fristloser Kündigung, sollten sie mir gegenüber auch nur einmal auf Religion zu sprechen kommen. Als ich fünf oder sechs war, sah sie ihre Anordnung von einer jungen Dame schmählich mißachtet, die Missionarin in Arabien werden wollte, um dort die Seelen jener von Unwissenheit umnachteten Menschen zu retten, die, wie sie mir erklärte, einem Stammesglauben namens «Moslemismus» anheimgefallen wären. Von ihr habe ich zum ersten Mal etwas über Arabien gehört; sogar eine Karte dieses geheimnisvollen Landes zeichnete sie für mich.

Eines Tages nahm sie mich auf einen Ausflug mit, der uns am Gefängnis von Wandsworth vorbeiführte (damals wohnten wir in Wandsworth Common). Irgend etwas muß ich unterwegs wohl ausgefressen haben, jedenfalls packte sie mich fest am Arm, deutete auf das düstere Gefängnistor und sagte zu mir herab: «Im Himmel gibt es einen rothaarigen Mann, der steckt dich da hinein, wenn du nicht artig bist!» Erstmals hörte ich von «Gott», und was ich hörte, gefiel mir ganz und gar nicht. Vor rothaarigen Männern hatte ich aus unerfindlichen Gründen Angst (was sie gewußt haben muß), und vor einem über den Wolken, der kleine aufsässige Jungen bestraft, nur um so mehr. Kaum zuhause angekommen, lief ich sofort

zu meiner Mutter, um mich genauer über ihn zu erkundigen. Ich erinnere nicht mehr, was sie zu meiner Beruhigung gesagt hat, das Kindermädchen jedenfalls wurde auf der Stelle entlassen.

Irgendwann, und das um einiges später als die meisten Kinder, wurde ich in die Schule geschickt, besser gesagt in eine Reihe von Schulen hintereinander in England und in der Schweiz, bis ich mit vierzehn Jahren nach Charterhouse kam. Wie hätte das Christentum in diesem Alter bei mir mit Gottesdiensten in der Schulkapelle und mit Unterweisungen im «Schrifttum» überhaupt noch Eindruck machen können? Es hatte in der Tat keinen Einfluß, weder auf mich noch auf meine Schulkameraden. Das überrascht mich auch nicht. Wenn sich die Vermittlung von Religion nur auf einen kurzen Lebensabschnitt während der Schulzeit beschränkt, ist sie in all ihrer Tiefe und Wirksamkeit auch nicht lebensfähig. Religion ist alles oder nichts; entweder stellt sie alle profanen Entwürfe in den Schatten oder wird von ihnen überschattet. Ein- bis zweimal pro Woche wurden wir in der Bibel unterwiesen, die Stunden unterschieden sich nicht vom Unterricht in anderen Fächern. Das Rückgrad unserer Bildung bestand aus wichtigeren Inhalten; Religion spielte dabei keine Rolle. Dieser Gott griff weder in das historische Geschehen ein, noch beeinflusste er die Phänomene, die Gegenstände unserer naturwissenschaftlichen Fächer waren. Er spielte keine Rolle bei den laufenden Ereignissen, und die Welt, wie sie uns erklärt wurde, wurde vom Zufall und materiellen Kräften unberücksichtigt dessen regiert, was es jenseits ihrer Horizonte möglicherweise gab oder nicht gab. Unter diesen Bedingungen war Gott überflüssig.

Diese Erziehung verhielt sich neutral, jedenfalls gegenüber religiösen Belangen, und hätte insofern zumindest unverfänglich sein können. Davon war sie aber weit entfernt. Beinahe jedes Thema, das wir im Unterricht behandelten, stand im Zusammenhang mit der menschlichen Evolution (was immer das bedeutet), mit dem langen Weg aus dem Dunkel des «Aberglaubens» zum Licht der «Vernunft». In den wissenschaftlichen Kursen wurde uns beigebracht, daß alles «Wissen» nur im unentwegten Kampf gegen den religiösen «Obskurantismus» zu erringen war. Dasselbe erschloß sich auch aus der Geschichte: Die Menschheit hatte sich nur sehr mühsam stufenweise vom «Fanatismus» religiöser Überzeugungen befreien können und wurde Jahrhundert für Jahrhundert von sinnlosen Religionskriegen bedroht. Latein sollte der allgemeinen Förderung unseres Verstandes dienen und war Pflichtfach, hier war es

die Absurdität der römischen Götterwelt, die uns vor Augen geführt wurde, und damit unausgesprochen die eines jeden Glaubens an Übernatürliches. Mit solcherart gewichtigen Tatsachen verglichen waren unsere Bibelstunden federleicht.

Dennoch drängte mich etwas dazu, unbedingt mehr über die Bedeutung meiner Existenz in Erfahrung zu bringen. Nur wer selbst irgendwann in seinem Leben ein ums andere Mal von solchem Wissensdrang besessen war, kann auch dessen Intensität ermessen, die mit physischem Hunger und sexueller Begierde vergleichbar ist. Keinen Fuß mehr konnte ich vor den anderen setzen, ehe ich nicht verstanden hatte, wohin ich ging und warum. Ich konnte nichts mehr tun, bis ich verstand, welchen Einfluß mein Handeln auf das Gefüge aller Dinge nahm. Alles, was ich wußte, war, daß ich nichts, rein gar nichts wußte, was auch nur im geringsten relevant sein konnte, und ich starrte reglos in den dichten Nebel meiner Unwissenheit.

Wo nur sollte ich nach Wissen suchen? Mittlerweile war ich fünfzehn geworden und hatte herausgefunden, daß es etwas gab, das ‹Philosophie› genannt wurde, und daß dieses Wort ‹Liebe zur Weisheit› bedeutete. Weisheit war genau das, was ich suchte; irgendwo in den schweren Büchern, die weise Männer geschrieben hatten, mußte verborgen sein, was meinen Hunger nach Wissen stillen konnte. Mit heftiger Erregung, wie ein Entdecker kurz vor der Landung an einem unbekanntem Land, machte ich mich über Descartes, Kant, Hume, Spinoza, Schopenhauer und Bertrand Russell her und wühlte mich durch die Sekundärliteratur, die ihre Lehren kommentierte. Es dauerte nicht allzu lange, bis mir auffiel, daß etwas nicht stimmte. Anstatt in ihrer Runde Nahrung für meinen Geist zu suchen, hätte ich genauso gut Sand essen können. Diese Männer besaßen kein Wissen, sie spekulierten lediglich, ersannen Ideen in ihren Köpfen, doch spekulieren konnte jeder (selbst ein Schüler). Wie kann ein 15- bis 16-jähriger soviel Unverfrorenheit besitzen, die säkulare westliche Philosophie insgesamt als wertlos über den Haufen zu werfen? Um zwischen dem, was im Koran mit *zann* (überflüssigem) und was mit wahren Wissen gemeint ist, brauchte ich kein Erwachsener zu sein. Zugleich war ich dank der beharrlichen Maßgabe meiner Mutter, mich nicht von den Ansichten und Meinungen anderer beeinflussen zu lassen, dazu verpflichtet, meiner eigenen Urteilsfähigkeit zu vertrauen. In der westlichen Kultur gelten die Philosophen immerhin als große Männer, deren Werke

an den Universitäten mit entsprechender Hochachtung behandelt werden. Doch was gaben sie mir?

Etwas später, ich war schon in der Oberstufe, ließ einer meiner Lehrer, dem ich aufgefallen war, eine seltsame Bemerkung fallen, die ich nicht sogleich verstand: «Sie sind der einzige wirklich universelle Skeptiker, den ich jemals kennenlernte.» Dabei bezog er sich nicht ausdrücklich auf die Religion, vielmehr kam es ihm so vor, als würde ich alles hinterfragen, was jeder andere als sicher ansah. Ich mußte herausfinden, ob anzunehmen war, daß unsere an Nahrungssuche, Hausbau und Fortpflanzung angepaßten Verstandeskräfte jenseits weltlicher Belange eine Bedeutung haben. Die Anmerkung zum Gebot «Du sollst nicht töten» hatte mir zu denken gegeben, nach der es nämlich auch für diejenigen verbindlich galt, die weder Christen noch Juden waren. Nicht weniger verstand ich, warum das Gebot der Monogamie in einer Welt voller wunderschöner Frauen unbedingt weltweit durchgesetzt werden sollte. Ich hinterfragte sogar mein eigenes Dasein. Erst viel später stieß ich auf die Geschichte von Chuangtzu, dem weisen Chinesen, der eines Nachts träumte, er sei ein Schmetterling, und sich beim Erwachen fragte, ob er nun wirklich Chuangtzu, der Mensch, war, der davon träumte, Schmetterling zu sein, oder ob der Schmetterling vielmehr träumte, er wäre Chuangtzu. Dieses Dilemma verstand ich.

Noch bevor mein Lehrer jene eigenartige Bemerkung machte, hatte ich einen Hinweis gefunden, über den ich womöglich zu verlässlicherem Wissen gelangte. Zufällig – auch wenn es so etwas wie «Zufall» eigentlich nicht gibt – fiel mir das Buch von Professor Perry, eines Ägyptologen, mit dem Titel *The Primordial Ocean* («Das Urmeer») in die Hände. Der Professor hatte die fixe Idee, daß die alten Ägypter mit ihren Papyrusschiffen auf ausgedehnten Überseefahrten jeden Teil der Erde erreicht und dabei ihre Religion und Mythologie verbreitet hätten. Um seine These zu beweisen, untersuchte er über viele Jahre die antiken Mythologien und die Mythen und Symbole «primitiver» zeitgenössischer Völker. Gegenüber Glaubensansichten legte er eine erstaunliche Objektivität an den Tag, wie verschieden auch immer die Bilder sein mochten, in denen der Glaube sich Ausdruck verlieh. Zwar hatte er für seine These von den Papyrusschiffen noch keinen Beweis; in meinen Augen hatte er dafür etwas ganz anderes bewiesen. Auf dem Hintergrund der Tapetenwand voller Idole und Formen begann ein Muster universeller Wahrheiten über den Ursprung des Seins, die Schöpfung der Welt